

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 47.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Banne Alammans.

(Fortsetzung.)

Es läßt sich nicht beschreiben, welch' ein Angstgefühl das Herz der armen Gertrud überkam, als auch sie wußte, was denn ihr Vater „ganz Besonderes“ im Sinne hatte. Sie war zusammengeschaubert bei den im fröhlichsten Tone von der Welt gesprochenen Worten:

„Gertrud, mein Herzenstäubchen! Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg hat . . .“ —

Ja wohl, dieses Ansuchen hatte den Vater blenden müssen; aber, das war noch ihre Hoffnung, er konnte doch unmöglich gewähren, wenn sie ihre Zustimmung nicht gab. Er wußte ja auch schon seit langem, daß Johannes Sollmans an jedem Sonntag kam, um Tochter und Gattin zu einem Spaziergang abzuholen; er hatte ja selbst, weil er den Baumeister als einen durch und durch braven Menschen kannte, seine Einwilligung hierzu gegeben. Freilich, — er kümmerte sich nicht viel um diese Spaziergänge, sondern ging seinen Zerstreuungen nach; aber er mußte doch merken, daß sich Johannes nicht um der „schönen Augen“ des Herrn Vaters willen so regelmäßig einstellte.

Sie selbst hatte ihm wohl noch nichts verrathen von dem, was so tief in ihrer Seele schlummerte; aber der Mutter hatte sie alles gesagt, und die Mutter, — o, die Mutter, sie kannte ihren Gatten viel zu sehr, um nicht zu fürchten, er werde den Baumeister Sollmans vergeblich um die Hand seiner Tochter anhalten lassen. Nur hin und wieder hatte sie Herrn Margenheim gegenüber eine Andeutung gemacht, — diese wurde jedoch stets nur mit halbem Ohre angehört, und gab somit zu keinem Meinungs-austausch Veranlassung.

Gertrud hatte nicht den geringsten Zweifel daran gehabt, daß der Vater eine Ehe zwischen ihr und Johannes mit Freuden begrüßen werde. Welche Ansprüche konnte sie als die arme Tochter eines heruntergekommenen Banquiers erheben? — War nicht Johannes der achtbarste Mensch, den man sich denken konnte, das Muster eines ganzen, edlen Mannes? — Sicherte ihm nicht sein Beruf eine ehrenwerthe Stellung? — Hatte nicht der Vater Herrn Sollmans seither mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt, ja, ihm sogar besondere Beweise seines Wohlwollens gegeben?

Aber das war die Höflichkeit der Reichen — kalter, gewohnheitsmäßiger Formenkram, bei dem das Herz leer bleibt; Gertrud

verstand dies nicht, denn sie war auch in den Tagen des Reichthums ein edles, warm fühlendes Mädchen gewesen und stand himmelhoch über den Genossinnen ihres Standes.

Doch wenn sie sich täuschte, wenn der Vater vielleicht nicht Johannes besonderes Wohlwollen entgegenbrachte: besaß dieser nicht, durch die außerordentliche Thätigkeit, welche er in seinem Berufe während der „Gründerperiode“ entfalten konnte, begünstigt, besaß er nicht auch schon ein ansehnliches Vermögen, für welches der Vater doch gewiß ein Auge haben würde?

Gertrud hatte diese letztere Frage noch nicht im entferntesten berührt, — sie wußte nicht einmal, daß Johannes ziemlich bedeutende Summen angelegt. Sie hatte sich darum nie bekümmert: sie wollte nur das Herz des Geliebten, weiter nichts, und dieser wiederum nur die reine, unverfälschte Liebe des schönen Mädchens. Darum sprach er ihr von seinem Gelde auch erst dann, als er die ersten Anfälle seines Schmerzes über eine so schmähliche Täuschung nicht zu verbergen vermochte.

Dann erst kam es Gertrud zum Bewußtsein, daß das Vermögen des Geliebten ihren Vater, sollte er ja mit seiner Einwilligung zurückhalten, schließlich bewegen konnte, und als Herr Margenheim ihr von Fritz von Feldersberg sprach, — o, da wußte sie nur zu gut, daß sie an die für den Vater wichtigste Frage bisher noch gar nicht gedacht, — und darum beweinte sie im Stillen dann noch mehr den Verlust, welchen der Geliebte erlitten.

Doch nein, sie brauchte nicht zu weinen, suchte sie sich dann wieder zu trösten; der Vater war zwar oft recht kalt und herrisch, aber so eigentlich böse hatte er sich noch nicht gezeigt. Und wie zärtlich war er in den Tagen des Glanzes so oft gegen sie gewesen! — Er konnte ohne ihre Einwilligung nichts bestimmen, er konnte das Herz seiner Tochter nicht verkaufen wollen. —

Das arme Mädchen! — Der Schacher mit den Herzen ist eines der am meisten betriebenen Geschäfte unserer „civilisirten“ Zeit. —

An einem Sonntag Vormittag sollte sie's merken, die arme Gertrud.

Der Vater war, obwohl in vollständiger Toilette, noch nicht ausgegangen, und lief unruhig im Zimmer hin und her.

Da klopfte es an die Thür, und herein trat in glänzender Militäruniform ein noch ziemlich junger, aber schon sehr abgelebt aussehender Herr: er war draußen aus einer kostbaren Equipage gestiegen, und ein galonirter Diener war vom Bock gesprungen und hatte ihm den Wagenschlag geöffnet: Seine Erlaucht Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg war's. —

„Also war es dem Vater doch Ernst gewesen! —“

„Meine Tochter Gertrud!“

„Meine Gemahlin!“

„Seine Erlaucht Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg!“

So stellte Herr Margentheim die im Zimmer Anwesenden einander vor.

Dann mußte das arme Weib mit den verweinten Augen die Frau vom Hause spielen, und sie war zu sehr an den Ton der „feinen Welt“ gewöhnt, als daß sie das nicht in vollendetster Weise zu thun vermocht hätte. Gertrud war die Honneurs machende Tochter des Hauses, welche sich dem Grafen, wie es schicklich war, gegenübersetzte, und Herr Vanquier Reinhold Margentheim, welcher fortwährend die weiße Halsbinde zurecht rückte, erstarb in höflichster Unterthänigkeit.

Graf von Feldersberg konnte den vollendeten Gentleman spielen; er war so ganz, was die Welt liebenswürdig nennt.

Gertrud wußte das, und sie erkannte Den wieder, welcher einst so feurige Worte zu ihr gesprochen, als sie sich der seidnen Ottomane erinnerte, auf der sie bei dem jüngsten Ballfeste im Hause Margentheim und Kompagnie neben ihm gesessen. — Ja wohl, seine Rede sprühte, so lebendig war sie gewesen, und in den dunklen Augen, die damals lange noch nicht so matt aussahen wie jetzt, loberte eine verzehrende Glut! — Sie erinnerte sich sogar, daß er ihr Medaillon, welches ihr, als sie zum Tange gingen, entfallen, von dem glatten Parquetboden aufgehoben und, es zurückgebend, ganz leise mit den Lippen berührt; o, die jungen Damen haben in manchen Beziehungen ein sehr gutes Gedächtniß, — ja, das war Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg gewesen! —

Auch heute konnte er sehr artig sein, und eine gewisse Befangenheit, welche an Gertrud nicht zu verkennen war, schien ihm nur eine Lockung zu sein, sein unleugbares Rednertalent noch mehr zu zeigen.

Beim Abschied küßte er die dargebotene Hand der Frau Margentheim, — Gertrud hielt fast schüchtern mit der ihrigen zurück, dann reichte sie ihm auch ihre Rechte hin. Mit welch' einem Blick leidenschaftlichster Glut er noch einmal sein Auge auf der schlanken, schönen, kräftigen Gestalt ruhen ließ! —

Kaum war die Thür hinter dem Grafen in's Schloß gefallen, als Herr Margentheim, der den Gast auf den Flur geleitet, wieder hereintrat.

„Gertrud,“ sagte er hastig, „nicht wahr, du erinnerst dich des Grafen? — Kann es Jemand geben, der mehr Mann von Welt ist als er?“

Das schöne Mädchen nickte nur leise mit dem Kopse.

„Und ist nicht jedes Mädchen zu beneiden, das die Seine wird? — Glaubst du nicht, daß viele verlangend ihm die Augen folgen lassen?“

Gertrud neigte abermals stumm das Haupt.

„Nun wohl, in einem Monat werden wir Hochzeit haben, — Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg hat mein Wort!“

„Vater! — Um Gotteswillen Vater!“ rief jetzt Gertrud in äußerster Lebhaftigkeit, starr den Blick auf Herrn Margentheim gerichtet. Hatte sie denn recht gehört? —

„Was willst du, Gertrud?“ erwiderte ihr der Vater ruhig und scheinbar völlig gleichgiltig. „Seine Erlaucht Graf Fritz von Feldersberg ist der liebenswürdigste Mensch, der sich denken läßt, — er ist ein Mann von Welt, — eine der angesehensten Persönlichkeiten der Residenz. — Der Herr Graf hat mein Wort, und du weißt —“

„Vater! um Gottes willen, Vater!“ konnte Gertrud nur wieder hervorstoßen, und das arme Mädchen wäre fast zu Boden gesunken.

„Nun, du weißt —“

„Vater, ich habe kein Herz zu vergeben!“

„Kein Herz zu vergeben? — Was soll das heißen?“ fragte jetzt der „feine Mann“, aus seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit erwachend.

„Nun,“ mischte sich plötzlich Frau Margentheim in's Gespräch, welche bisher stumm in den Hof hinausgeblickt, mit einer Stimme, welche nur mühsam die innere Erregung verbar, — „daß das arme Kind ihr Herz schon vergeben hat!“ —

Sie hatte zugehört, wie ihr Gatte rücksichtslos den Ruin der ganzen Familie herbeiführte; aber sie durfte nicht ruhig bleiben, wenn das Lebensglück ihrer Tochter auf dem Spiele stand. Das liebevolle Mutterherz überwand jetzt alle Angst und Schen; es gibt Augenblicke, wo das schwächste Weib das muthigste und stärkste wird.

„Hahaha! — Ihr Herz schon vergeben! — Wie heißt denn der große Mann, dem das Glück geworden, Seiner Erlaucht dem Grafen Fritz von Feldersberg vorgezogen zu werden, wenn ich fragen darf?“ rief jetzt Margentheim mit brutalem Hohn, denn die Leute, welche sich ganz und gar dem Dienste Gott Mammons verschrieben, haben stets im Grunde ihres Herzens etwas Brutales, — es kommt nur darauf an, daß sich die Gelegenheit bietet, dieses innerste Wesen zu offenbaren.

Gertrud war auf einen Stuhl gesunken, unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen, — o, die Mutter, o, die Mutter, sie hatte ihren Gatten nur zu gut kennen gelernt. Und sie hatte sich seit Wochen gewappnet auf diese Stunde, welche kommen mußte, sie hatte jeden Tag ihren Muth genährt, es galt das Glück ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, es galt das höchste Recht des Weibes, — das einzige Recht, für welches das Weib noch leben und — dulden darf: das Recht des Herzens! — Jetzt mochte er höhnen, drohen, die Fäuste ballen, der „feine Mann“, sie war in diesem Augenblick Löwenthür, sie war die aufopferungsfähige Mutter.

„Baumeister Johannes Sollmans heißt dieser schlichte, aber brave Mensch!“ antwortete sie in festem, ruhigem Tone.

So hatte sich seine Frau ihm noch nicht gegenübergestellt. Umso mehr erwachte Margentheim's thörichter Stolz und seine Herrschsucht; denn er war „das Haupt der Familie!“

„Johannes Sollmans, der mit dem Metermaß in der Tasche zwischen Kalk und Mörtel herumklettert? — Hahaha!“ Und er brach in ein boshaftes Lachen aus.

Das arme Mädchen zuckte jäh zusammen, als der Geliebte ihres Herzens so verspottet ward. Der Schmutz von ehrlicher Arbeit ist Leuten von der Art Margentheim's häßlicher als der Schmutz der Schande. Gertrud hatte ihren Kopf auf die Lehne des Stuhls gelegt, und die eine der langen, blonden Flechten wallte weit zu den Dielen des Zimmers herab.

„Ah!“ fuhr jetzt Margentheim fort, nachdem er einen zornigen Blick auf seine Tochter geworfen. „Daher also die Sonntagspromenaden — die Sonntagspromenaden! — Meine Tochter hat geruht, hinter dem Rücken ihres Vaters ihr Herz zu verschenken! Kind, weißt du nicht, wer ich bin?“ Und der „feine Mann“, der zuletzt mehr geschrien als gesprochen hatte, packte die Tochter an dem einen Arme, der lose vom Stuhle herabhäng, und riß das schluchzende Mädchen zu sich empor.

„Vater, Vater!“ rief Gertrud, an allen Gliedern bebend und zitternd, und das Blut schien ihr in Stirn und Herz zu sieden. „Vater, Vater!“ —

„Margentheim, ich beschwöre dich!“ rief die Mutter, noch näher tretend, in größter Besorgniß und mit äußerster Entschlossenheit. „Du mißhandelst das arme Kind!“

Und der Ton dieser Stimme mußte ihn an ferne Tage erinnern; es war, als wüßte er plötzlich, daß es sich für einen „feinen Mann“ nicht gezieme, das einzige Kind, die erwachsene Tochter, wild am Arme herumzuzerren. Er ließ das Mädchen los, ramte nach der Ecke des Zimmers, um Hut und Stock zu nehmen, und rief, hastigen Schrittes an der zu seinen Füßen niedergesetzten Tochter vorübereilend, das Haupt emporgerichtet, voll höchsten Stolzes:

„Banquier Reinhold Margentheim wird zeigen, daß er in seinem Hause Herr ist!“ Und dann jagte er über die Schwelle.

Auf den Dielen des Zimmers aber lag Gertrud, und mit gewaltsam hervorbrechenden Thränen kniete die ganz in Schwarz gekleidete Mutter neben ihr und mühte sich, die Bewußtlose emporzurichten, — eine erschütternde Scene!

Paß! er ist der Banquier Reinhold Margentheim! — Was gilt eure Arbeit, was gilt euer Herz, was gilt eure Liebe? — Zuerst ich und meine Launen! — Wenn ich lache, könnt ihr weinen, wenn wir leben, könnt ihr — sterben! —

Viertes Kapitel.

Bisher hatte Gertrud noch nicht zu Johannes von der Absicht ihres Vaters, sie an den Grafen Feldersberg zu verheirathen, gesprochen. Sie wollte dem Geliebten nicht vorzeitig Befürchtungen ausdrücken, von deren Begründung sie durchaus noch nicht überzeugt war. Der Vater mußte sich ja schließlich durch ihr Herz bestimmen lassen, — so hatte sie bis jetzt gemeint, und nur manchmal, wenn sie, in Seligkeit versunken, an der Brust des Geliebten geruht, war ihr ein kalter Schauer durch die Glieder gegangen, — es gibt solche Schauer, wenn eine bange Ahnung plötzlich in der Seele emporkuchelt.

Seit letztem Sonntag wußte nun Gertrud, wie recht sie mit ihrer Ahnung gehabt.

Und nun war er nicht einmal bei ihr, der, dem sie so gern ihr übervolles Herz ausgeschüttet hätte: eine Berufsreise hielt ihn voraussichtlich noch wochenlang von Berlin fern. Und ach! auch keine Blumen standen mehr auf dem Fenstertischchen des bescheidenen Zimmers; der böse Herbst hatte sie alle dahingerafft, — und sie hätte ihnen doch jetzt so viel, so sehr viel zu vertrauen gehabt! —

Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg wurde immer artiger, immer „liebenswürdiger“; er brachte sogar bei seinen wiederholten Besuchen — und sie wurden in jenem Hause der Vorstadt wiederholt! — der Tochter des Hauses zuweilen ein prächtiges Blumenbouquet mit. — Nun konnte sie den Blumen etwas sagen, das schöne, schlante Mädchen; aber, es war ihr, als dürfe sie diesen Blumen nichts vertrauen. —

Auch die öfteren Einladungen zu Spazierfahrten, die der Graf an sie ergehen ließ, und welche Herr Margentheim stets mit Vergnügen annahm, — er saß ja dann neben Seiner Erlaucht dem Grafen Fritz von Feldersberg, und konnte stolz um sich her blicken! — glaubte Gertrud zurückweisen zu müssen. Wie der Graf übrigens dazu kam, plötzlich und nachdem er so lange in gar keine Berührung mit ihr gekommen, eine so starke Zuneigung zu Gertrud zu empfinden, das vermochte weder diese, noch deren Mutter zu begreifen. Der Graf konnte sich das wohl auch selbst sagen, — er war darum um so liebenswürdiger in seinem Auftreten. Aber schließlich mochten auch Gertrud seine plötzlichen Besuche, seine so schnell zu Tage tretende Zuvorkommenheit befremden, — was lag im Grunde daran? — Auf etwas mehr oder weniger Frechheit kommt es bei Leuten von der Art des Grafen von Feldersberg nicht an, — er wußte ja, mit wem er verkehrte: mit der Familie eines heruntergekommenen Banquiers, mit einem schwachen Mädchen. — Wenn er nur zu seinen Zielen gelangte: das war die Hauptsache! —

Eines Tages schwebte ein kleiner, reizender Fuß über die Schwelle des Zimmers, in welchem die beiden Frauen emsig arbeiteten, — es war die Tochter des Geheimraths von Ennsbeck, welche Gertrud besuchte. Wie sich das arme Mädchen freute! —

Ludmilla war früher, als das Haus Margentheim und Compagnie noch in vollem Glanze prangte, stets Gertrud's liebste Freundin gewesen, weil sie nicht den affectirten Stolz so vieler Anderer zeigte, sondern etwas von der Einfachheit der Natur bewahrt zu haben schien. Und nun kam Ludmilla, um die Jugendfreundin, wie sie sagte, einmal wiederzusehen. Merkwürdig, welche vornehme Gesellschaft jetzt wieder bei Margentheim's Besuche machte. — Aber Gertrud war viel zu arglos, um an diesem

plötzlichen Entschluß Ludmilla's etwas Befremdliches zu finden. Wie sollte sie auch? —

„Du weißt, Gertrud, man ist gar zu viel in Anspruch genommen, man hat gar zu viele Gesellschaften zu besuchen, und Mama gibt so gerne Soirées, — und dann haben wir oft Besuch gehabt, einen vier Wochen lang, du weißt ja, Gertrud! O, wie gern hätte ich dich schon längst wiedersehen mögen!“

Und dabei fiel das muntere Mädchen Gertrud immer wieder um den Hals, und plauderte so fröhlich, daß der schönen Einsiedlerin das Herz aufging vor lauter Lust und Wonne. — Und dann sagte Ludmilla, es müsse doch gar zu schön sein, wenn Beide nach so langer Zeit im Opernhause neben einander sitzen würden.

„Gertrud, willst du nicht ein Billet von mir annehmen?“

Und warum sollte Gertrud dieses Anerbieten zurückweisen? Nicht nach Ball und rauschendem Glanz hatte sie sich gesehnt, aber ach, in's Opernhaus wäre sie schon längst gern wieder einmal gegangen. Zudem konnte ihr etwas Zerstreuung grade jetzt sehr nöthig sein. —

Donnerstag abends war's, punkt sechs Uhr, als des Geheimraths Equipage vor den kleinen Schnittwaarenladen in der abgelegenen Straße rollte, und eine leichte Gestalt, in kostbares Pelzwerk gehüllt, das Gesicht von einem blauen Schleier umweht, hüpfte in die Flur, um bald ein zwar einfach, aber sehr geschmackvoll gekleidetes Mädchen an den Schlag des Wagens zu führen, welchen ein Livrébediener öffnete: Ludmilla und Gertrud fuhren in die Oper.

Der lichterfüllte Raum, der Glanz der Toiletten, die heiteren, lebensprühenden Melodien von Mozart's „Figaro“ übten nach so langer Entbehrung einen mächtigen Reiz auf Gertrud aus, und als sie dort in einer der schönsten Logen ihren Vater an der Seite von Feldersberg's sah, da war ihr's, als schwebte ein lichter Traum längst vergangener Tage in ihrer Seele herauf, als würde alle die frühere Herrlichkeit wieder vor ihren Augen emporgezaubert.

Minnie Hank sang, die damals durch den wunderbar weichen Klang ihrer Stimme und durch deren eminente technische Ausbildung alle Herzen gefangen nahm.

Als der letzte Akt verraucht und Gertrud mit Ludmilla, die von ihrem Vater empfangen wurde, aus der Loge trat, erwarteten sie an der breiten, teppichbelegten Treppe ihr Vater und Fritz von Feldersberg, und sie wußte nicht, wie ihr geschah, — hatten die fröhlich quellenden Töne oder der Glanz und Schimmer der vielen Lichter, der Goldleisten der Logen, hatte der Reichthum der Toiletten sie berauscht: sie fand es ganz selbstverständlich, daß ihr der Graf jetzt den Arm bot und sie den ihren sanft in den seinen legte. Ihre ganze Seele war wie geblendet, und sie dachte nicht an den kleinen Schnittwaarenladen in der Vorstadt, und an das bescheidene, nach dem Hofe zu gelegene Zimmer, in welchem jetzt das Herz eines bleichen Weibes für das Wohl ihrer Tochter bangte. Dennoch zuckte Gertrud, als sie das Ende der Treppen erreicht hatten, einmal jäh zusammen, als ob sie sich bewußt werde, an wessen Arm sie jetzt dahinwandelte. — Das ging schnell vorüber.

„Nicht wahr, Gertrud, du wirst uns noch in das Hotel *** begleiten?“ fragte grade Ludmilla, und das klang wieder wie aus einem lichten, längst verschwundenen Traume. Denn so hatte Ludmilla einst stets zu Gertrud gesagt, wenn sie in der Oper gewesen waren. Und sie pflegte darauf mit „Papa“ und „Mama“ fast immer „Ja!“ zu antworten.

„Gnädiges Fräulein, Papa wird mir ebenfalls die Ehre erweisen, mich in meiner Equipage nach dem Hotel *** zu begleiten. — Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?“

Das waren die im Tone verbindlichster Höflichkeit gesprochenen Worte des Grafen, und ein Diener hatte schon den Schlag geöffnet, und ehe sie sich's versah, wiegte sie sich in den weichen Sammetpolstern an der Seite des Grafen. Es war, als wäre sie von selbst in die Equipage gekommen.

Ludmilla's silberhelles Lachen schlug noch an Gertrud's Ohr, dann sausten die beiden prächtigen Schimmel davon, um nach

wenigen Sekunden Unter den Linden am hellerleuchteten Portal des Hotel *** Halt zu machen.

Und ein Diener öffnete wieder den Schlag; der Portier und mehrere Kellner stürzten herbei.

Graf von Feldersberg hob Gertrud aus dem Wagen und führte sie am Arm in den lichtschimmernden, von hohen Blattpflanzen gezierten Korridor. Dann schritten sie in einen eleganten Salon: erst Gertrud und Graf von Feldersberg, dann Herr Margentheim, Herr Geheimrath von Ennsbeck und dessen Tochter.

„Wie freue ich mich, dir hier wieder gegenüber zu sitzen!“ sagte Lubmilla zu Gertrud, als sie in einem Fauteuil Platz genommen.

Und auch die anderen Töchter angesehenen Familien, welche Gertrud hier wieder sah, schienen sich aufrichtig zu freuen, und sprachen so freundlich und offenherzig mit ihr, wie es kaum früher

jemals geschehen war. Gertrud war ja nun keine gefährliche Rivalin mehr; nun konnten sie mit der armen Tochter des heruntergekommenen Banquiers fröhlich plaudern und alle ihre Liebenswürdigkeit und Anmuth offenbaren.

Es war ja ganz natürlich, daß dies alles wie eine frische Erquickung auf Gertrud, die sonst nichts als die Seufzer ihrer Mutter hörte, wirken mußte.

Mit wie vielen Fragen wurde sie bestürmt, die schöne, schlanke Gertrud, die in dem einfachen meergrünen Kleide, über welches die vollen, blonden Flechten herabfielen, mit vor Verwirrung leicht gerötheten Wangen heute schöner als je ausah! — Und dann plauderten sie von früheren Tagen, wo Gertrud als das Schoßkind des Reichthums noch in ihrer Mitte gewelt, und die muntere, schalkhafte Lubmilla sagte gar ganz leise:



Alfred Edmund Brehm. (Seite 460.)

„Wer hätte damals gedacht, Gertrud, daß du die Braut Seiner Erlaucht des Grafen Fritz von Feldersberg werden würdest?“ Und viele blitzende Mädchenaugen sahen nach dem wieder all seinen Redezauber entfaltenden Grafen hinüber, sahen sich fragend an, und weilten dann wieder voll Neid auf Gertrud's immer mehr Verwirrung zeigenden Zügen; denn der Graf von Feldersberg war, wie gesagt, ein vollendeter „Mann von Welt“, wie es nicht leicht einen zweiten gab, er konnte „liebenswertig“ sein zum Entzücken, er besaß Millionen, und war durch alles dies in der That eine der angesehensten Persönlichkeiten in der Residenz.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber Gertrud's Befangenheit schwand immer mehr. Ein heiteres Lächeln verklärte nach und nach ihr ganzes Antlitz; mit einem Gefühl des Stolzes fast und zufriedenster Genugthuung blickte sie immer weniger schüchtern zu dem Grafen hin, der, nachdem er die jungen Damen im ersten Austausch ihrer Gedanken allein gelassen, und sich bisher lebhaft

mit Herrn Margentheim und einem andern Bekannten unterhalten, jetzt an Gertrud's Seite Platz nahm.

Und auf ihr Wohl hob er das Champagnerglas; seine Worte sprühten, und seine Augen bekamen durch die Geister des Weins all' ihr früheres Feuer wieder, und bald war Gertrud ganz von ihm gefangen genommen.

„Ja, Gertrud, wer hätte geglaubt, daß du die Braut des Grafen von Feldersberg werden würdest?“

Und dann, welche verbindlichen Verbeugungen gegen Herrn Margentheim, gegen Gertrud, — welche zärtlichen Worte von den alten „Freundinnen“ allen. Wie vielmal klang es munter durcheinander: „Auf Wiedersehen, Gertrud, auf Wiedersehen!“ — Die Equipage des Grafen rollte hinweg, um vor das in der Vorstadt gelegene Haus zu fahren. Margentheim, seine Tochter und Graf Fritz von Feldersberg saßen wieder darinnen, die beiden letzteren Schulter an Schulter. (Fortsetzung folgt.)

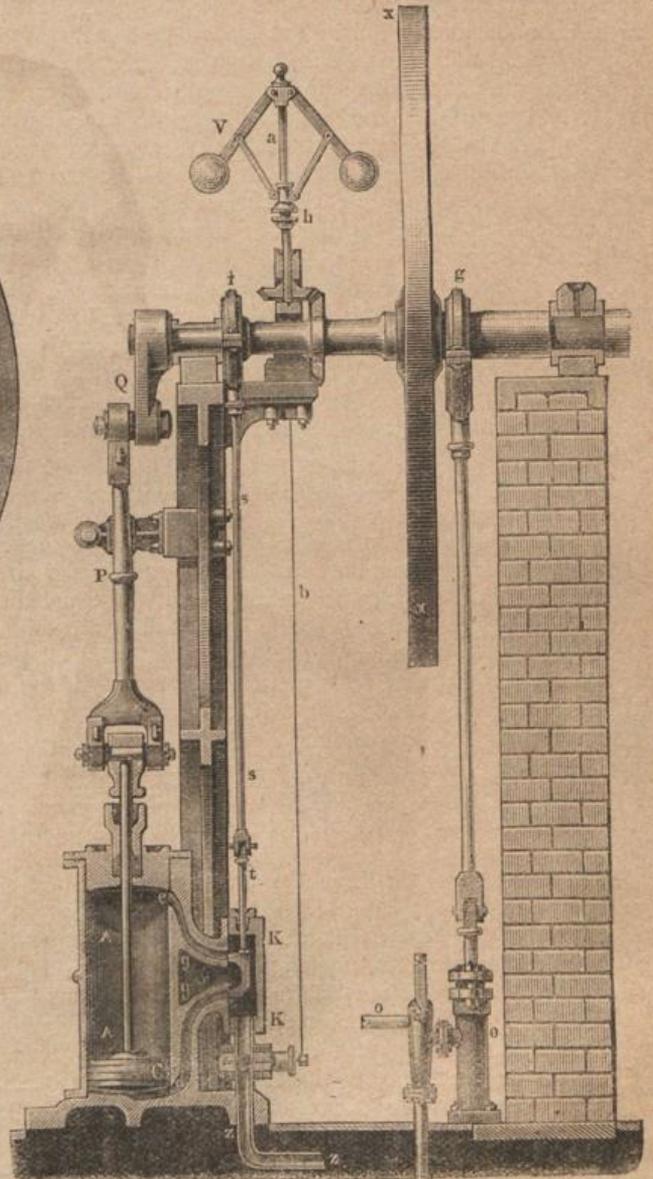
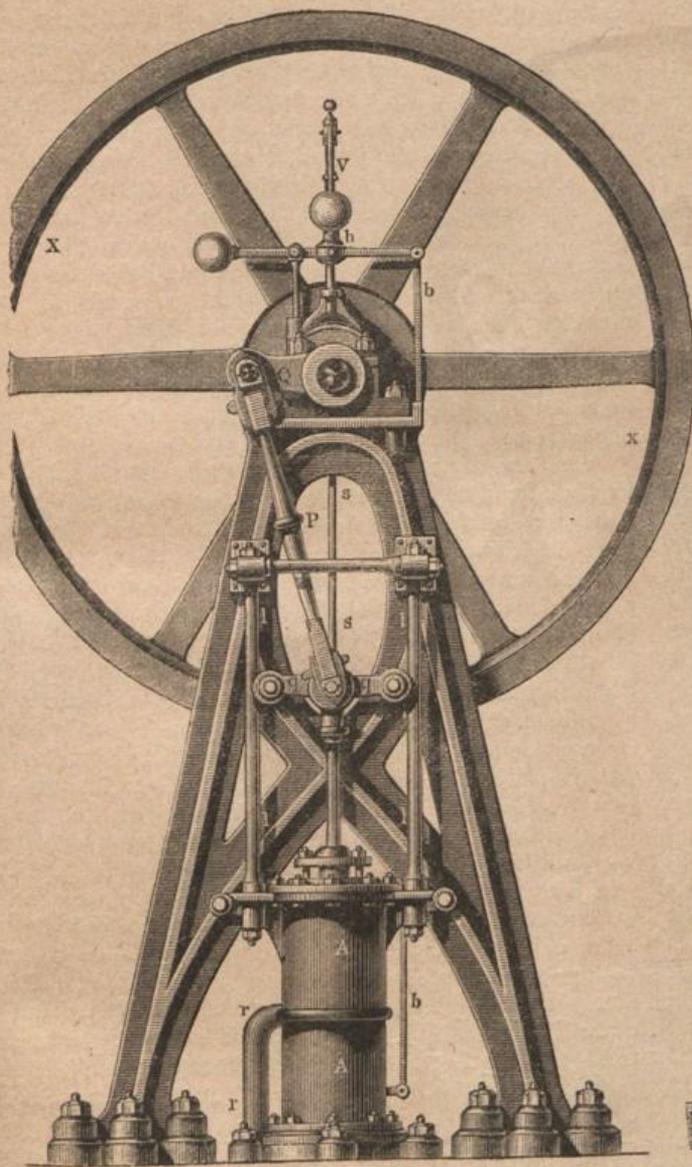
Ein Reformator der Arbeit.

III. Die Dampfmaschine.

Der Ingenieur führte uns in jenen Raum, in welchem wir mit ihm zusammengetroffen waren.

„Ich werde hier,“ begann er, „mich kürzer fassen können, als ich es bei der Erörterung der Einrichtungen zur Dampferzeugung vermochte. Das Verständniß für das Wesen der Dampfmaschine erheischt zunächst die vollkommene Kenntniß der Eigenschaften des

Dampfes, und diese ließen sich am faßlichsten am Dampffessel auseinandersetzen, dessen Konstruktion ja auf sie gegründet ist. Das Prinzip der Dampfmaschine erscheint dem so Ausgerüsteten einfach, und es ist grade an der Maschinengattung, zu welcher der Apparat gehört, vor dem wir stehen, in der höchsten Einfachheit zur Ausführung gebracht. Sie sehen hier eine sogenannte stehende Hochdruckmaschine (s. die Abbildung), d. h. eine Maschine,



welche von Dämpfen getrieben wird, deren Spannung mehr als eine Atmosphäre beträgt. Ich werde später noch Gelegenheit haben, Ihnen das System der Niederdruckmaschine zu beschreiben; jetzt müssen Sie sich begnügen, zu wissen, daß man Maschinen, die mit Dampf, welcher bei nur 100 Grad Celsius*) erzeugt

*) Bei der Erklärung des Thermometers schrieben wir das hunderttheilige Thermometer der Urheberschaft des Celsius zu. Das ist indeß wie neuerdings aufgefundenen Schriftstücke beweisen, deren vor einiger Zeit in Bogendorff's „Annalen“ Erwähnung geschah, nur zum Theil richtig. Celsius hat wohl die Zahl 100 für die Skaleneinheit des Thermometers eingeführt, allein er bezeichnete den Siedepunkt mit 0 und den Gefrierpunkt des Wassers mit 100. Die umgekehrte Bestimmung ist Werk späterer Physiker.

ist, der also die Spannung von nur einer Atmosphäre hat, mithin mit niedrigem Drucke arbeiten, Niederdruckmaschinen nennt, und daß die ersten Dampfmaschinen-Konstruktionen alle auf das System des niedrigen Druckes gegründet waren.

„Der Ort der Erzeugung der Bewegung ist hier wie bei allen Dampfmaschinen der ‚Cylinder‘ (A), ein cylindrisches Metallgefäß, oben und unten luftdicht verschlossen, dessen innere Wandung auf das sorgsamste abgeschliffen ist. In ihm befindet sich ein gleichfalls äußerst fein polirter Kolben (C), welcher genau an die innere Fläche des Cylinders anschließt. Eine runde eiserne Stange, welche, da sie ohne starke Reibung und luftdicht durch ein an der einen Grundfläche des Cylinders eingebohrtes Loch

sich zu bewegen hat, ebenso glatt gearbeitet sein muß, als der Kolben, sitzt auf diesem und bewirkt seine Verbindung mit den äußeren Theilen der Maschine.

„Dicht unter den beiden Deckeln des Cylinders münden zwei Röhre (e und d) in seinen Innenraum, welche durch die an dieser Stelle stärkere Wandung in einen eisernen Kasten (K) führen, an dessen Boden zwischen den Oeffnungen der soeben beschriebenen Röhre noch ein drittes Loch (g g) eingebohrt ist. Dieses ist die Ausmündung eines Rohres (c), das aus der Cylinderwand sich in jenes Rohr fortsetzt, welches Sie nach dem Arbeitsraum gehen sehen, und welches, ich will es Ihnen schon jetzt sagen, als Heizrohr für eine Trockenvorrichtung, die wir für unsere Fabrikation nöthig haben, dient. Dieses Rohr leitet die Dämpfe ab, welche aus dem Cylinder kommen und ihre Spannung dort verloren haben. Eine vierte Oeffnung endlich führt von unten in den Kasten und ist die Ausmündung des Dampfzuführungsröhres aus dem Dampfkessel. Befände sich in dem Kasten nun keine weitere Vorrichtung, so würde der aus dem Kessel kommende Dampf zugleich durch die beiden in den Cylinder führenden Röhre (e und d) in diesen eintreten und, da er also von beiden Seiten gleich stark auf den Kolben drückt, diesen im Gleichgewicht halten; ein anderer Theil würde, ohne in den Cylinder zu treten, sogleich in die Abzugsröhre (r) dringen und frei fortströmen.

„Um den Kolben in Bewegung zu setzen, bedarf es aber eines einseitigen Druckes auf diesen; der Dampf darf zunächst durch eine der beiden Oeffnungen in den Cylinder blasen, und durch die dritte Oeffnung in dem an der Außenseite desselben angebrachten Kasten soll nur der aus dem Cylinder durch sein zweites Rohr zurückkommende verbrauchte Dampf fortgetrieben werden.

„Dies zu bewirken ist der Zweck einer besonderen Vorrichtung in dem Kasten.

„Es befindet sich in diesem nämlich ein zweiter kleinerer Kasten, welcher den Raum desselben nicht ausfüllt und in ihm nach einer Richtung hin und her geschoben werden kann (siehe unter t). Dieser kleinere Kasten ist nun grade so groß, daß er abwechselnd eine der beiden äußersten, in den Innenraum des Cylinders führenden Oeffnungen und stets zugleich mit dieser die dritte, mittelste Ausmündung des Dampfzuführungsröhres dampfdrückt von dem äußeren Kasten abschließt. In jeder Stellung des Kastens — des ‚Schieberventils‘ — ist eine Oeffnung des Cylinders in Verbindung mit dem Dampfkesselrohre und die andere von diesem abgeschlossen, aber in Verbindung mit dem Dampfzuführungrohr.

„Öffnet man nun den Hahn des Dampfrohres und läßt die gespannten Dämpfe aus dem Kessel herüberströmen, so treten diese zunächst in den äußeren Kasten, und aus diesem durch die eine von dem kleinen Kasten freigelassene Oeffnung in den Innenraum des Cylinders und drücken auf der Einströmungsseite auf den Kolben. Da ihr Druck mehrere, bei unserer Maschine fünf, Atmosphären beträgt, während auf der andern Seite nur der Druck der äußern Luft, also eine Atmosphäre, lastet, so weicht der Kolben, dem stärkeren Drucke nachgebend, und bewegt sich in der Richtung nach der andern Oeffnung hin. Befände sich in diesem Theile Dampf, so würde ihn der niedergehende Kolben durch die Oeffnung der von dem kleinen Kolben geschlossenen Röhre in diesen und von da in das Abzugsrohr drücken.

„Verändert sich nun durch irgend eine Einrichtung die Stellung des kleineren Kastens, so daß er jetzt die erste Oeffnung gegen den großen Kasten, also gegen den Dampfstrom aus dem Kessel, abschließt und sie hingegen mit dem Dampfableitungsröhre in Verbindung setzt, so würde der Dampf jetzt durch die zweite Oeffnung in den Cylinder dringen, den Kolben in die entgegengesetzte Richtung, dem ersten Rohrende entgegen drücken und den über ihm befindlichen Dampf nun durch dieses in den inneren Schieberkasten und das Abführungrohr treiben. Wenn sich dieses Spiel des Kastens regelmäßig wiederholt, wenn der Schieberkasten beständig auf- und niedergeschoben wird, so muß auch der Kolben sich im Cylinder hin und her bewegen, und das Ziel

aller der beschriebenen Vorbereitungen wäre erreicht, die Wärme hätte eine Bewegung erzeugt, — sich in Bewegung umgesetzt.

„Auf welche Weise das Hin- und Herrücken des Schieberventils bewirkt wird, das werden Sie später erfahren, es genügt zunächst, daß Sie wissen, daß eine Vorrichtung existirt, welche mit Hilfe des Schiebers den Dampf zwingt, bald oben, bald unten in den Cylinder zu treten und den Kolben bald nieder bald aufwärts zu treiben.

„Die Kolbenstange, d. h. der eiserne, aus dem Cylinder hervorragende und mit dem Kolben verbundene Schaft, trägt an seinem Ende einen quer durch sie geschobenen Bolzen von rundem Querschnitt, welcher einer zweiten, durch eine Gabelung an ihn befestigten Stange (P) — der Kurbelstange — als Axe dient.

„Um die vertikale Bewegung der Kolbenstange in die kreisförmige der Triebwelle zu übertragen, faßt die Kurbelstange die Kurbel (Q), welche fest auf der cylindrischen Triebwelle aufsitzt, so daß sie sich um deren Ende drehen kann. Hat der Kolben seinen tiefsten Punkt erreicht, so bilden Kolbenstange, Kurbelstange und Kurbel eine grade Linie; beginnt er aufwärts zu steigen, so drückt er Kurbelstange und Kurbel in vertikaler Richtung zurück, allein nach dieser Richtung vermögen dieselben nicht zu weichen, da sie von der in ihren Lagern feststehenden Welle festgehalten werden; in Folge davon wird die Kurbel an ihrer Verbindungsstelle mit der Kurbelstange seitlich herausgedrückt und beschreibt einen Kreis, während der Kolben den Weg durch den Cylinder auf und nieder macht. Natürlich muß die Kurbel genau die halbe Länge von dem Wege des Kolbens im Cylinder haben.

„Auf diese Weise geht die senkrechte Bewegung des Kolbens (bei vielen anderen Maschinen, an denen die Cylinder eine liegende Stellung haben, ist sie horizontal) in die kreisförmige der sich drehenden Welle über.

„An den beiden äußersten Punkten des Weges des Kolbens im Cylinder finden momentane Hemmungen der Kolbenbewegung statt; der Wechsel des Auf- und Niederganges des Kolbens erzeugt Ungleichheiten im Gange der Maschinen, die zu beseitigen das Schwungrad (X X) bezweckt, welches auf der Welle fest aufgetrieben ist und sich mit dieser dreht. Es ist dies ein großes schweres Eisenrad, welches in Folge des Gesetzes vom Beharrungsvermögen die ihm ertheilte Bewegung auch dann noch behält, wenn auch die sie erzeugende Kraft zu wirken aufgehört hat.

„Wenn also an den erwähnten Punkten — den sogenannten ‚todten Punkten‘ — die Kraft auch einen Augenblick lang aussetzt, so schwingt das schwere Rad doch in seiner Drehung weiter, zieht die Welle mit sich und hilft dem Kolben über die fraglichen Stellen hinweg. So dient das Schwungrad zur Herstellung der Gleichförmigkeit in der Bewegung.“

„Sie sprachen,“ nahm ich jetzt das Wort, „von dem Beharrungsvermögen. Sie müssen wissen, daß wir Alle auf Gymnasten unsere Bildung erhalten haben und daselbst mehr über die dunklen Stellen im Tacitus oder im Herodot gehört haben, als über die klaren Gesetze, welche das Weltall beherrschen; Sie würden sicher uns Alle zu Dank verpflichten, wenn Sie in unserm Gedächtniß den Begriff des Beharrungsvermögens auffrischten.“

„Recht gern bin ich dazu bereit,“ antwortete der Ingenieur und fuhr fort:

„Wenn Sie mit der Hand einen Stein schleudern, so dauert der Kraftstoß nur einen Moment, aber die Flugdauer des Steines mehrere Sekunden; jedenfalls steigt er weiter, auch wenn er die ihn treibende Hand verlassen hat. Sie fallen, wenn Sie in einem rasch fahrenden Wagen oder in einem Kahne stehen der plögllich angehalten wird, vornüber. Jeder Körper bleibt eben länger in Bewegung, als die ihn treibende Kraft wirkt. Auch der ruhende Körper verlangt, um ihn in Bewegung zu setzen, einen größeren Kraftaufwand, als der ist, welchen der einmal in Bewegung befindliche Körper zur Erhaltung der Bewegung erheischt.

„Die Pferde vor einem schweren Wagen müssen sich bei Anziehen gar gewaltig in die Geschirre stemmen, während sie ihn sobald er einmal im Rollen ist, wie spielend fortzuziehen scheinen.“

„Die Kraft, welche den ruhenden oder sich bewegenden Körper

in seinem Zustande zu erhalten bestrebt ist, nennen wir das Trägheits- oder Beharrungsvermögen. Sie ist um so größer, je größer die Kraft war oder ist, welche den Körper in jenen Zustand versetzt hat.

„Das ist auch der Grund, welcher bestimmend auf die Wahl recht schwerer und großer Räder als Schwungräder gewirkt hat.

„Je schwerer nämlich ein im Kreise schwingender Körper, und je größer die Entfernung vom Schwingungsmittelpunkte ist, um so größer ist die Centrifugalkraft, d. h. die Kraft, die ihn von dem Mittelpunkte zu entfernen trachtet, um so größer ist dann auch das Beharrungsvermögen des schwingenden Körpers, hier also des Schwungrades.

„Doch nun zurück zu unserer Maschine,“ fuhr er dann fort. „Sie bemerken da zwischen der Kurbel und dem Schwungrade auf der Welle eine runde Scheibe (f); es ist die sogenannte Excentric, welcher die Aufgabe zugefallen ist, das Schieberventil hin und her zu stoßen.

„Bemerken Sie, in welcher Weise sie diese Aufgabe löst. „Unter Excentric versteht man eine runde Scheibe, deren Axe außerhalb ihres Mittelpunktes liegt.

„Auch der Mittelpunkt unserer Scheibe liegt außerhalb der Wellenaxe, die zugleich auch die ihre ist; bei der Bewegung der Scheibe dreht sich also auch der Scheibenmittelpunkt im Kreise um die Unterstützungsaxe. Ueber die Welle ragt daher nach der einen Seite ein größerer, nach der andern ein kleinerer Theil der Scheibe hervor. Je nachdem sich nun bei der Drehung der Welle das größere oder kleinere Scheibenstück dem Cylinder zugekehrt befindet, ist die Entfernung des ihm zunächst liegenden Punktes der Peripherie (Umfang) der Scheibe kleiner oder größer; und zwar beträgt der Unterschied dieser kleinsten und größten Entfernung so viel als der größere Scheibentheil länger ist, als der kleinere.

„Um die Umfangsfläche der Scheibe ist ein glatter metallener Ring gelegt, der sich lose um dieselbe hin und her drehen läßt, und dieser mit einer Stange (s s) verbunden, welche nach dem Ventilkasten läuft. Bei der Drehung der Scheibe vermag dieser Ring ihr nicht durchaus zu folgen. Die Stange hält ihn aberart zurück, daß der Punkt ihrer Befestigung an ihn stets auch der nach der Cylinderseite am weitesten vorspringende Punkt der Scheibe ist.

„Wie nun, je nachdem der längere oder kürzere Scheibentheil dem Cylinder zu oder abgekehrt ist, die Entfernung dieses Punktes vom Schieberkasten kleiner oder größer ist, so ist auch der Verbindungspunkt der Stange mit dem Scheibenringe bald nahe, bald fern dem Schieberkasten, d. h. die Stange wird durch die Drehung der Scheibe auf- und niedergezogen.

„Auf diese Weise ist wiederum eine Kreisbewegung, die der Welle, in eine vertikale, die der Schieberstange, umgesetzt, und der Apparat fertig, welcher den Schieber hin und her bewegt und den Zugang und Abgang des Dampfes regelt.

„Der ungleiche Kraftverbrauch der Arbeitsmaschinen und die nicht immer gleichmäßige Dampferzeugung im Dampfkessel verursachen Ungleichmäßigkeiten im Gange der Dampfmaschine, welche man zu vermeiden bestrebt sein muß. Man hat deshalb an denselben noch den sogenannten Regulator (V) angebracht, dessen Konstruktion die folgende ist. Ein konisches Zahnrad, welches auf die Welle aufgetrieben ist, greift in die Zähne eines entsprechenden anderen und setzt durch dieses eine vertikal auf die wagerechte Welle der Maschine gestellte, rund abgedrehte eiserne Axe (a), an deren oberem Ende ein Ring feststeht, der zwei um Axen auf und nieder bewegliche Stangen führt, die an ihren freien Enden schwere metallene Kugeln tragen. In ruhendem Zustande hängen die Arme mit den Kugeln in Folge ihrer Schwere herab, beginnen sich aber zu heben, wenn durch die Maschinenwelle die Regulatorwelle gedreht wird, und zwar umso mehr, je rascher deren Bewegung ist.

„Die Drehung der Welle erzeugt in den Kugeln die Centrifugalkraft, welche einen schwingenden Körper von seinem Unterstützungspunkte zu entfernen trachtet, und die mit der Geschwindigkeit der Umdrehung wächst. Je rascher also die Drehung der Regulatorwelle wird, umso mehr treibt die wachsende Centrifugal-

kraft in den Kugeln diese von dem Unterstützungspunkte, von der Welle ab, d. h. in eine horizontale Bahn. Nun befindet sich an der Regulatoraxe noch ein loser Ring (h), der von zwei an den Kugelstangen befestigten Stäben gehalten wird; dieser wird, je mehr sich die Kugeln bei rascherer Wellendrehung heben, umso mehr nach oben gezogen und sobald sie sinken, herabgestoßen. Diese Bewegung des Ringes wird durch ein System von Hebeln (durch sechs) auf eine Klappe übertragen, welche in dem Dampfzuführungsrohr angebracht ist und dieses schließen und öffnen kann. Die sich hebenden Regulatoren schließen, die fallenden öffnen das Ventil und regeln so den Dampfzufluß.

„Somit habe ich Ihnen jetzt das Geheimniß der Dampfmaschine enthüllt.

„Sie sahen die Bewegung des Kolbens im Ventil entstehen und diese durch Kurbelstange und Kurbel die Drehung der Welle erzeugen; die Welle endlich ist es, welche die Kraft des Dampfes auf die Arbeitsmaschinen überträgt.

„Die Vermittlung der Bewegung geschieht entweder durch Riemenscheiben oder durch Zahnräder.

„Unter Riemenscheiben sind größere oder kleinere, breite, runde Scheiben, deren Umfang glatt abgefeilt ist, zu verstehen, welche, fest auf die Welle getrieben, sich mit dieser drehen. Spannt man nun einen breiten Riemen über eine solche Scheibe und zugleich über eine zweite auf der Welle irgend einer Arbeitsmaschine sitzende fest an, so wird er, von der sich drehenden ersten fortgerissen, auch die zweite und durch sie die Arbeitsmaschine in Bewegung setzen.

„Zahnräder sind Räder mit Zähnen oder Zacken, die entweder in der Richtung des Radurchmessers auf dem Radumfang angebracht sind, in welchem Falle man das Rad ein Sternrad nennt, oder senkrecht auf den Radrand gestellt sind, wie an den Kronenrädern, oder drittens den Mantel eines kegelförmigen Rades — konisches Rad — bilden. Je zwei solche Zahnräder greifen ineinander, und indem die Zähne des einen, sich bewegenden, die des andern fortreißen, wird die Axenwelle des letzteren in Umdrehung gesetzt. Die Räder der ersten Art werden für parallel stehende Wellen, die der zweiten für rechtwinkelig, und die der dritten außerdem auch für schiefwinkelig zu einander gestellte Wellen angewandt.“ —

Unser Erklärer schien abbrechen zu wollen, und da mir noch Einiges unklar geblieben war, so beeilte ich mich, das Wort zu ergreifen. „Sie sprachen vorhin,“ sagte ich, „von der Speisung des Dampfkessels durch die Dampfmaschine während ihres Betriebes, und haben uns die diesem Zwecke dienenden Vorrichtungen noch nicht gezeigt, wiewohl sie interessant sein mögen. Ich bitte Sie noch um die Erklärung derselben.“

„Es würde mich zu weit führen,“ antwortete Jener, „wollte ich Ihnen das Wesen der Pumpe genauer erklären; ein andermal mag dieses Kapitel der Mechanik der Gegenstand unserer Unterhaltung sein.“

„Die an unserer Maschine befindliche Pumpe ist ein metallener Cylinder (o), in dem sich ein auf- und niedergehender Kolben bewegt, welcher das Wasser aus dem Brunnen saugt und in den Kessel preßt, und durch eine ebensolche Vorrichtung, wie wir sie die Ventilsührung am Dampfcylinder erzeugen sahen, — durch eine sich mit der Welle drehende excentrische Scheibe (g) mit losem Ring und daran befestigter Kolbenführungsstange getrieben wird.“

Hier brach unser freundlicher Führer seine Erklärung ab; eine Botschaft, welche er empfing, rief ihn fort. Indem er von uns schied, versprach er uns noch, eine Fortsetzung seines Vortrages zu geben.

„Ich bin bereit,“ sagte er, „Ihnen auch die Geschichte der Erfindung der Dampfmaschine und eine kurze Beschreibung der wichtigsten Veränderungen, welche im Laufe der Zeit die erste Maschine zu den heutigen Konstruktionen umformte, vorzuführen, allein es fehlt mir hier und heute die Zeit dazu. Wollen Sie sie hören, so soll sie morgen Abend der Gegenstand der Unterhaltung an unserm Stammtische sein.“

Damit verabschiedete er sich von uns.

Alfred Edmund Brehm.

(Siehe das Bild Seite 456.)

Es hat einmal irgend Jemand den Ausspruch gethan, daß es sehr selten sei, wenn der Sohn eines berühmten Mannes sich ebenfalls einen großen Namen erwerbe. Im allgemeinen müssen wir nun freilich zugeben, daß in der Kunst- und Literaturgeschichte uns wirklich wenige Männer begegnen, deren Väter schon auf demselben Gebiete hervorleuchteten. Von den Söhnen unserer hervorragenden Dichter und Denker weiß man in der That oft nur sehr wenig zu berichten. Meistentheils mag dies nun wohl seinen Grund darin haben, daß man an den Sohn mit dem Maßstabe des Vaters tritt, und daß dann der erstere im Vergleich zu diesem unbedeutend erscheint.

Umso mehr freut es uns, unseren Lesern heute das Bild eines Mannes zu bieten, der das Glück hat, der berühmte Sohn eines berühmten Vaters zu sein. Der Name Brehm hat schon seit einem halben Jahrhundert in der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur einen guten Klang. Christian Ludwig Brehm war seinerzeit einer der bedeutendsten Ornithologen*. Er lebte seit 1813 in dem thüringischen Dörfchen Renthendorf bei Gotha als Pfarrer. Von früh bis spät war er aber neben seinen Amtsgeschäften damit beschäftigt, das Weben und Walten der gesammten Natur, namentlich aber der deutschen Vogelwelt, zu belauschen. Der Wissenschaft nützte er nicht nur durch systematische Klassifikation, sondern er machte sich auch durch sein Studium über die Lebensweise der einzelnen Vogelfamilien höchst verdient. Durch zahlreiche populäre Schriften suchte er aber auch das Volk für die Wunder der Natur zu begeistern, ermahnte es zum Schutze der nützlichen Thiere, und klärte es über deren Nutzen oder Schaden auf.

Alfred Edmund Brehm ist der Sohn dieses Mannes. Er wurde am 2. Februar 1829 zu Renthendorf geboren. Der Vater beschäftigte sich sehr viel mit seinen Kindern, und nahm seine drei kräftigen Burschen bei seinen Wanderungen durch Flur und Hain, wenn es irgend anging, mit. So wurde schon von frühesten Jugend die Liebe zur Natur in das Herz des Knaben gepflanzt, aber spielend wurde auch durch die Erzählungen des Vaters und durch eigene Beobachtungen und Wahrnehmungen ein reicher Wissensschatz in seinem Gedächtnisse niedergelegt. Zu seinem achten Geburtstage erhielt er von seinem Vater eine kleine Vogelflinte zum Geschenk, mit der er noch an demselben Tage eine Goldammer erlegte, den der Vater eigenhändig austopfte und in seine Sammlung aufnahm. Des Knaben größtes Vergnügen war nun, durch Wald und Feld zu schweifen, sich im Schießen zu üben und allerlei Sammlungen anzulegen.

Zum Jünglinge herangereift, war sein ganzes Trachten darauf gerichtet, in die weite Welt zu wandern, die Thiere fremder Erdtheile zu sehen und ihr Leben zu studiren. Dieser Wunsch sollte eher in Erfüllung gehen, als Brehm es selbst gedacht. Ein reicher Mann und Naturfreund, der Baron John Wilhelm Müller, gab unserm Alfred und dessen älterem Bruder die Mittel, eine wissenschaftliche Reise nach Afrika zu unternehmen. Im Juli 1847 verließen beide Brüder das väterliche Haus, in welches Alfred erst im Mai 1852 allein zurückkehrte. Sein Bruder war im Nil vor seinen Augen ertrunken, ohne daß er ihm die Hand zur Rettung reichen konnte. Allein hat er seine Reise durch Aegypten, Nubien, Sennaar und Kordofan fortgesetzt,

*) Ornithologie, Vogelkunde; Ornithologe, Erforscher der Vogelwelt; ornithologisch, die Vogelwelt betreffend.

überall jagend und sammelnd. — Mit reichen Kenntnissen und Erfahrungen war er in die Heimath zurückgekehrt. Die Ergebnisse seiner Reise legte er in seinem dreibändigem Werke: „Reise-Skizzen aus Nordostafrika“ (Jena 1853) nieder.

Um seine wissenschaftlichen Studien zu vollenden, bezog er jetzt die Universitäten Jena und Wien; namentlich in letzterer Stadt fand er unter Professor Fitzinger's Leitung Gelegenheit, sein reiches Wissen noch werthvoll zu erweitern. Eine wissenschaftliche Reise nach Spanien machte den Schluß seiner Studien, worauf er sich (1858) als Lehrer am Gymnasium und an einer höheren Töchterchule zu Leipzig niederließ. Neben seinen Berufsgeschäften verfolgte er doch eifrig das Studium der Natur. Sein berühmtes Werk: „Das Leben der Vögel“ wurde hier angefangen; da ihm jedoch die Kenntniß der nordischen Vögel fehlte, so unternahm er jetzt eine Reise nach Norwegen und Lappland. Kaum war er von dieser zurückgekehrt, so wurde er von dem Herzog Ernst zu Koburg-Gotha zu einem Jagdausfluge nach der Bogosländern in Nordostafrika eingeladen. Brehm besann sich nicht lange, sondern schloß sich mit seiner jungen Frau der Gesellschaft an. Seine Kenntniß von der ersten Reise her befähigte ihn sehr gut zum Führer, und später verfaßte er den Bericht über die zoologischen Ergebnisse dieser Reise. Nach Leipzig zurückgekehrt, erhielt er im folgenden Jahre einen Ruf als Direktor des zoologischen Gartens in Hamburg. Bis zum Jahre 1867 blieb Brehm in dieser Stellung und machte den Garten zu einem der bedeutendsten in Europa. Die vielfachen und unerquicklichen Streitigkeiten mit dem Verwaltungsrath daselbst veranlaßten ihn zum Aufgeben dieser Stellung, da unterdeß an ihn der Ruf zum Direktor des neu zu erbauenden Aquariums in Berlin ergangen war. Unter seiner Leitung entstand diese großartige Naturanstalt und wurde nach seinen Angaben bevölkert. Auch diese Stellung sagte ihm nicht zu, und er gab dieselbe auf, um sich ganz der wissenschaftlichen, schriftstellerischen Arbeit hinzugeben.

Eine Aufforderung des Bremer Vereins zur Erforschung der nördlichen Länder bestimmte Brehm, im Frühjahr dieses Jahres in Gemeinschaft mit Dr. Fintsch und dem Grafen Waldburg-Zeil eine wissenschaftliche Reise nach Sibirien zu unternehmen. Die Reisebriefe, die bis jetzt veröffentlicht sind, lassen reichliche Erfolge des Unternehmens erhoffen, worüber wir unseren Lesern später Mittheilung zu machen gedenken.

Brehm hat außer seiner praktischen Wirksamkeit eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Sein Hauptwerk ist das „Illustrierte Thierleben“, von dem die von Schöbner bearbeitete Volksausgabe ja die weiteste Verbreitung gefunden hat. Mit Rozzmähler gemeinschaftlich verfaßte er das reich illustrierte Werk: „Die Thiere des Waldes.“ Auch sein gediegenes Buch über die „Gefangenen Vögel“ verdient die Aufmerksamkeit aller Vogelfreunde. Seine zahlreichen Arbeiten und ornithologischen Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften, sowie seine populären Beiträge in vielen deutschen Familienblättern haben seinen Namen in allen Kreisen ehrenvoll bekannt gemacht. Weit über Deutschlands politische und Sprachgrenze hinaus wird seiner ehrend gedacht, denn die meisten seiner Werke haben auch bei den Gelehrten anderer Nationen gebührende Beachtung gefunden und sind in fremde Sprachen überfetzt worden. — Möge Brehm noch recht lange sich der Gesundheit erfreuen, um der Wissenschaft mit seinen reichen Kenntnissen zu dienen.

H. St.

Ein Proletarierkind.

(Fortsetzung.)

Denk trat an das Bett. „Sind Sie Herr Eder?“ fragte er. Die bleiche, verkommene Gestalt richtete sich mit einem blöden Lächeln etwas in die Höhe. „Ja, was wollen Sie?“ „Kann ich Ihre Tochter sprechen?“ „Die Marie?“

„Ja.“
„Sie ist nicht zu Hause.“
„Wird sie bald kommen?“
„Das weiß ich nicht.“
„Wo ist sie denn?“

„Um, fort ist sie.“

„Ich hätte Arbeit für sie.“

„Arbeit? Eine Nätherei oder Strickerei, nicht?“

Denk nickte; der Andere fuhr, einen zänkischen Ton annehmend, fort: „Daß mir das Mädel wieder Tag und Nacht dabei sitzt, und sich um mich alten kranken Mann so viel wie nichts kümmert, und dann erst nur ein paar lumpige Groschen dafür kriegt! Nein, ich danke Ihnen schön, die Marie braucht das nicht, sie hat, Gott sei Dank, was Besseres gefunden. Adies.“

Er hatte die letzten Worte sehr hochmüthig herausgestoßen und drehte sich gegen die Wand. Denk war verabschiedet, aber um keinen Preis wäre er jetzt gegangen. Die Anbeutungen des Alten hatten einen Sturm von Gefühlen entfesselt, er mußte klar sehen, er mußte vollständige Gewißheit über Mariens Thun und Lassen sich verschaffen, ehe er dies Haus, vielleicht auf immer, verließ.

Eine Pause trat ein, er mußte sich sammeln. Dann beugte er sich abermals über den Kranken.

„Herr Eder,“ Denk's Stimme zitterte ein wenig, „es ist ein Freund, der Sie aufsucht, ein wahrer, aufrichtiger Freund. Ich hörte von Ihrem unverschuldeten Unglück, von Ihrer Krankheit, die Sie arbeitsunfähig und völlig hilflos macht; ich fand Ihre Lage entsetzlich und ich beschloß, Ihnen zu helfen. Ich will Sie in jeder Weise unterstützen, Herr Eder, mit gutem Rath, mit Geld . . .“

Der Alte richtete sich fast konvulsivisch in die Höhe, er faltete seine mageren Hände, die jetzt in erkünstelter Weise zitterten.

„Ach, du mein Herr Jesus, so hast du doch deinen elenden Knecht nicht ganz verlassen,“ und, zu Denk gewendet: „Sie wollen mich also unterstützen, mir Geld, Geld geben? Und Sie sind wegen mir heraufgekommen?“

„Gewiß, aber Sie müssen Vertrauen zu mir haben, Sie dürfen mir nichts verhehlen; soll ich helfen, muß ich Ihre Lage vollständig kennen lernen.“

„Ach, guter Heiland, es ist eine schreckliche, eine erbarmungswürdige, — ach, lieber Herr, wenn Sie alles wissen, werden Sie Mitleid haben mit einem armen, kranken, ganz verlassenem Greis.“ Der Alte schluchzte, und da ihn das Mitleid mit sich selbst zu überwältigen schien, begann er zu weinen. Denk fuhr ihm tröstend über die eingefallenen Wangen.

„Beruhigen Sie sich, es soll Ihnen an nichts mehr fehlen.“

„O, o!“ rief der Alte, noch immer unter Thränen, „Sie haben Mitleid, ja, das fühlt sich, Sie sind gut gegen einen geschlagenen Mann, aber sonst Niemand.“

„Sie haben eine Tochter, ich hoffe, sie sorgt in kindlicher Liebe für Sie!“

„Ja, sie sorgt, aber wie? Schlecht! Sie ist ein eigensinniges Ding. Ich kann nicht gesund werden, ich muß mich täglich krank mit ihr ärgern.“

Denk hatte einen Stuhl genommen und sich an das Bett gesetzt. Er ergriff die Hände des Alten und, sie streichelnd, bat er sanft aber dringend: „Erzählt doch; als Ihr krank geworden, was fing sie an, um Geld zu verdienen?“

„Nichts, so viel wie nichts; sie wollte sich im Stricken und Nähen üben, das dumme Mädel, sie konnte es nicht treffen; was eine Andere in zwei Tagen zusammenbringt, dazu brauchte sie acht Tage. Das bißchen Geld, das ich mir mühsam zusammengeespant hatte, ging so darauf, sie hat mich darum gebracht. Bis zur Pfändung hat sie's kommen lassen, wir hatten nichts mehr zu leben. Ich sagte ihr, du gehst zu meinem frühern Chef, und bittest für mich um eine Unterstützung. Glauben Sie, sie ging? Nein, und nein! Sie fing wieder mit ihrer Nätherei an, die eigensinnige Kreatur. Ich schrie, ich fluchte; da machte sie so ein Modell, so eine Thonfigur, und mit der ging sie in das Atelier meines frühern Herrn. Er war verzeift; ein junger Bildhauer, der Stepmeier, ich kenne ihn gut, sah das Ding und gab ihr fünf Gulden dafür; er sagte ihr, sie solle ihm alle Wochen so eins, aber verstedt, bringen, er werde sie immer bezahlen.“

Denk drückte in freudiger Bewegung die Hände des Alten. Das war also der geheimnißvolle Verdienst! — Marie war in

seinen Augen glänzend gerechtfertigt. „Sie hat durch ihre Kunst euch erhalten, Eder, das muß euch doch mit Stolz erfüllen.“

„Mit Galle über ihre Dummheit. Es war ein gutes Geschäft, es ist wahr, und sie that's auch gerne; aber hat sie sich's zu erhalten gewußt? Nein! Weil der Stepmeier sie einmal in die Wangen gekneipt und sie küssen wollte, lief sie davon und ließ ihm die Arbeit und das Geld. Die dumme Gans, das Geld auch! Und gar nicht mehr hingehen wollte sie mir, sie wartete, bis wir nichts, nichts mehr zu beißen hatten, dann ging sie doch, aber aus war's! Der Stepmeier schickte sie fort sammt ihrer Lehmzerei. Er wisse nicht mehr, was er mit der unnützen Spielerei anfangen solle, sagte er ihr, ein Almosen war's, was er ihr zukommen ließ, weiter nichts. Jetzt gehe er nach Rom, und jetzt dürfe sie nicht mehr hinkommen, die Anderen würden sie höchstens auslachen.“

„Und was geschah nun?“ rief Denk, kaum im Stande, seiner Entrüstung Herr zu werden. Er hatte die Hände des Alten längst losgelassen, und drückte die Nägel seiner geballten Faust in's eigene Fleisch.

„Und nun kam die schrecklichste Zeit.“ Der Alte begann abermals zu schluchzen. „Ach, ich kann's nicht erzählen, was ich gelitten, Hunger und Kälte im Uebermaß.“

„Aber sie auch, sie auch, die arme Mietz.“

„Sie auch, weiß Gott, sie auch, aber nicht so wie ich, nicht so wie ich, glauben Sie mir. Sie hat nicht geweint, sie hat nicht gebetet, ich allein habe den Himmel erweicht, er hat uns endlich Rettung, Hilfe geschickt.“ Seine Stimme ging aus dem Weinen in ein Frohlocken über. „Seit drei Tagen haben wir wieder zu leben, er hat gleich 20 Gulden im voraus gezahlt.“

„Wer — er?“

Der Alte lächelte — es war ein unheimlicher Anblick. „Die Mietz ist schön geworden, sehr schön; Niemand weiß das so wie ich; trotz allem Elend ist ihr Körper voll und rund. Ein Maler, ich glaube, es ist ein berühmter, der hat gute Augen gehabt, der ist ihr auf der Straße begegnet, und ist ihr nachgegangen bis zu uns herauf, und hier hat er mir 20 Gulden ausgezahlt, und noch viel mehr versprochen, wenn ihm das Mädel Modell sitzt; so einen jungfräulichen Körper, meinte er, finde er nicht bald wieder.“

Eine glühende Röthe färbte Denk's Antlitz, die im nächsten Augenblick wieder von einer auffallenden Blässe verdrängt ward.

„Und Ihr, der Vater, Ihr habt eingewilligt?“ schrie er.

„Es ist ja nichts Schlechtes daran, er malt sie ab, weiter nichts.“

Denk taumelte fast. „Weiter nichts, weiter nichts, als daß Ihr die Scham in Eurem Kinde erstickt, das heiligste Gut, das Höchste für Geld ausbietet; was hindert sie noch, das Niedrigste zu werden?“

Er bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen, dann trat er dicht an den Alten heran. „Aber sie hat nicht eingewilligt, ich kenne sie, sie hat nicht eingewilligt.“

„Sollte sie mich verhungern lassen?“ stammelte dieser; „und der Zins ist auch vor der Thüre — sie hat eingewilligt, sie hat.“

Es war Denk, als müsse er sich auf den Alten werfen und ihn erwürgen; er faßte ihn heftig an.

„Thun Sie mir nichts, Gottes Barmherzigkeit! Ach, das Elend ist so hart, so hart!“

Er brach in lautes Weinen aus. Denk ekelte es vor dieser Zämmlichkeit, und er ließ ihn mit einer verächtlichen Geberde auf die Kissen zurückfallen.

Der Alte, dem die Verzweiflung Denk's so ziemlich dessen wahre Absicht verrathen hatte, wimmerte fort.

„Ich dachte, es sei nichts Schlimmes, ich habe sie nicht gezwungen, sie ging, ohne ein Wort zu sagen.“

„Sie ging, wann ging sie das erste mal zu ihm?“

„Heute um halb Eins.“

„Ich hätte es hindern können, ich Unglückseliger! Vielleicht kann ich es noch, — wo wohnt der Maler?“

„Ich weiß nicht.“

„Wie heißt er?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich schlage dir die Hirnschale ein!“

„Ich glaube, hier in die Tischlade hat Marie seine Adresse hineingelegt.“

Denk riß sie heraus und wühlte mit zitternden Händen darin; er fand den Zettel. „Hans Marko,“ las er, „Friedrichsstraße Nr. 3.“ Er stürzte fort, wie ein Rasender.

* * *

Das Atelier des berühmten Hans Marko, im Hochparterre und inmitten eines Gartens gelegen, war ein Unikum in seiner Art, und als solches anerkannt und gepriesen. Es bestach den Laien durch den daselbst aufgehäuften Reichthum und das effektvolle Arrangement, den Kenner durch den feinen, künstlerischen Geschmack, der sich in allem und jedem aussprach.

Ein übergroßes, breites und hohes Fenster überströmte mit einer Fluth von Licht die Staffeleien und die vor denselben aufgestellten Divans und Kissen, die, mit den kostbarsten Stoffen bedeckt, für die Modelle bestimmt waren, welche der Meister in den verschiedensten Stellungen vor sich gruppirte.

Der übrige Theil des großen Gemaches war dunkel und durch Portièren, durch Teppiche, die oft tief von der Decke herabhängten, durch dunkle, meist antike Möbel von Ebenholz noch düsterer gehalten. Nur hier und da traf ein künstlich dirigirter Lichtstrahl einen besonders bemerkenswerthen Gegenstand. Hier einen rothen, prachtvollen Damast und das fein ciselirte hohe Silbergefäß, das vor demselben aufgestellt war, dort ein fertiges Bild, einen jugendlichen, nackten Körper vorstellend, — Marko zog es vor, die schöne Natur ohne Hülle wiederzugeben, — und diese Kunstobjekte traten von ihrem dunklen Hintergrunde nun doppelt glänzend und warm hervor.

Es war Ein Uhr; der Meister erwartete Marie Eder, sein Modell. Er hatte seinem Diener strengen Befehl gegeben, außer dem Mädchen absolut Niemand vorzulassen.

Der kleine Maler mit dem interessanten Kopf, etwas ideal, ganz in schwarzen Sammet gekleidet, richtete und drapirte ein großes Tigerfell über einem der Sopha's; die jugendliche Bacchantin, die er malen wollte, und zu der er das Modell endlich gefunden, sollte ihre schlanken Glieder darauf ausstrecken. Der zarte Fleishton mußte sich von dem scharf gezeichneten, in kräftigen Farben prangenden Felle schön abheben und abrunden.

Noch mit diesem Arrangement beschäftigt, hatte er es gar nicht gehört, daß die Thüre, die in den Vorjaal führte, sich leise öffnete und wieder schloß.

Erst als er aufblickte, sah er in einiger Entfernung von ihm das junge Mädchen stehen, das er erwartet hatte. Ihre Augen waren gesenkt, ihre Wangen so blaß, und ihre Haltung so unbeweglich, daß sie den Charakter des Leblosen annahm.

Es war eine schöne Statue, und der Maler ward nicht müde, sie zu betrachten.

„Ich werde sogar den Kopf brauchen können,“ murmelte er; „er hat einen südlischen Typus, sehr fein und edel in den Linien; bin neugierig, ob der Körper vollständig meinen Erwartungen entspricht,“ und sein Blick glitt langsam und prüfend an ihrer Gestalt hinab. Sie rührte sich nicht.

Der Maler hob lebhaft den Kopf. „Nun, mein liebes Kind, wir haben keine Zeit zu verlieren; um drei Uhr sehe ich nichts mehr, ich werde es so einrichten, daß Sie die nächsten Tage in den Vormittagsstunden kommen können. Jetzt treten Sie gefälligst in dies Cabinet,“ er wies auf eine Thüre, „und entkleiden Sie sich rasch.“

Das Mädchen hob langsam ihre dunklen Augen, — wie ernst waren diese Augen!

„Vollständig?“ fragte sie kaum hörbar.

„Vollständig, mein Fräulein.“

Marie schien nach Athem zu ringen.

„Hier, nehmen Sie diesen Mantel!“ Er warf ihr eine rothe, faltige Draperie über den Arm. „Er wird Ihnen das Heraus-treten erleichtern,“ fügte er mit einem cynischen Lächeln hinzu;

„aber ich bitte, lassen Sie mich nicht lange warten, und vor Allem keine Zimperlichkeit. Dem Maler gegenüber ist sie bei einem Modell nicht am Plage.“

„Ich werde das ausführen, wozu ich mich verpflichtet habe; seien Sie unbesorgt, mein Herr.“

Kalten und festen Tones ward es ausgesprochen, und Marie betrat das Cabinet, um sich auszukleiden. Marko nahm Zeichenkohle aus einem Kästchen und legte sie auf die Staffelei, auf der bereits ein weißer Karton aufgestellt war.

In weniger als zwei Minuten öffnete sich wieder die Thüre und Marie trat heraus.

Das rothe Tuch, das ihren Körper bis zu den Knien umhüllte, ließ ihr Gesicht noch bleicher als vorhin erscheinen; sie schritt dem Divan zu.

„Bravo!“ rief Marko. „Prächtige Füße! Ich habe mich nicht geirrt, weiche und doch kräftige Formen. Das verspricht ein vollendetes Ganzes. So, jetzt lassen Sie das Tuch fallen. Nun? Seien Sie doch vernünftig. — Soll ich mich umdrehen? Gut.“ Er that es. „Sie legen sich indeß auf das Sopha, grade auf das Tigerfell. Drapiren Sie sich meinetwegen in etwas mit dem rothen Zeug, — Sie sehen, ich mache Ihnen Konzessionen. Also — avanti!“

Marie verharrete in ihrer Stellung; sie hüllte sich nur fest und fester in das schützende Gewebe, unter dem ihr Körper wie im Fieberschauer erbebt. Ihre Zähne schlugen klappernd an einander, während aus ihren brennenden Augen zwei schwere Thränen fielen, die langsam die Wangen hinabrollten.

„Fertig?“ fragte Marko und wendete sich wieder dem Mädchen zu. „Ja, was ist denn das?“ rief er nun ungeduldig und erzürnt. „Sie wollen also nicht? Nun, dann geben wir es auf, ich lasse mich nicht zum Besten halten; wir machen den Vertrag wieder rückgängig.“ Sie schüttelte den Kopf. „Sie wollen nicht? Dann gehorchen Sie! Ich werde drei zählen. Also: eins — zwei —!“

„Es muß sein,“ flüsterte Marie sich selber zu. Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, ihre Augen schlossen sich.

„Drei!“ rief Marko. Die Hülle glitt über die Schultern. „Weiter, weiter!“ Mit einem Ruck war der Mantel wieder oben.

„Ich kann nicht,“ schrie sie ihm entgegen mit einer Stimme, welche die Verzweiflung laut und kräftig machte. „Sehen Sie denn nicht, ich kann nicht, ich habe es mir leichter gedacht!“ Sie sank in die Knie. „Haben Sie Erbarmen, schenken Sie mir die zwanzig Gulden, ich kann sie Ihnen nicht mehr zurückgeben, und lassen Sie mich frei!“

Marko war gerührt, aber seine Begier, mit diesen Formen seine Bacchantin auszustatten, ließ ihn noch einen letzten Versuch machen. Er näherte sich ihr und begann ihr freundlich und lieblosend zuzureden, als er durch ein lautes Sprechen im Vorjaale unterbrochen wurde.

Die Stimmen näherten sich der Thür.

„Ich darf Niemand hineinlassen, der Herr hat Sitzung,“ hörte man den Diener sagen, worauf die zweite Stimme im heftigsten Tone erwiderte:

„Und ich sage Ihnen, ich muß hinein, ich muß Herrn Marko sprechen, sogleich, auf der Stelle!“

„Welche Unverschämtheit!“ schrie zornig der kleine Maler. Er eilte gegen die Thüre, bereit, sein Atelier, sein Heiligthum, gegen jeden unberufenen Eindringling zu vertheidigen.

Auch Marie hatte diese Stimme gehört, sie horchte hoch auf, ein Strahl der Freude durchzuckte ihre, noch eben von Scham und Schmerz verzerrten Züge, dann übergieß eine jähe, glühende Röthe ihre bleichen Wangen. Sie blickt auf ihre nackten Füße, und jetzt erst schien sie zum Vollgefühl ihrer Schmach zu kommen, sie stieß einen leisen Schrei des Entsetzens aus, und mit einem Sprunge war sie in dem anstoßenden Cabinette, dessen Thür sie fest hinter sich zuschloß.

Indeß kamen draußen die zwei Männer hart an einander. Marko wollte den frechen Eindringling arretilren lassen, und schiedte nach der Wache. Denk, er war es, mäzigte sich zuerst und bat Marko, ihn ruhig anzuhören. Er sagte, er komme im Auftrage

Eder's, der seine Tochter zu Hause haben wolle, und es bereue, auf den Antrag des Künstlers eingegangen zu sein.

„Er hätte das früher überlegen sollen,“ meinte Marko, „ehe er das Geld für die erste Sitzung angenommen.“

„Hier ist es zurück!“ rief Denk mit wieder erwachtem Ungestüm, zwanzig Gulden aus seiner Brieftasche nehmend und sie dem Maler hinhaltend.

Marko stieß es zurück. „Ich kann's nicht wiedernehmen,“ sagte er mit einem etwas frivolen Lächeln, indem er den jungen Arbeiter forschend ansah; „die Sitzung hatte bereits begonnen.“

Denk biß die Zähne zornig aufeinander. „Sie werden mir das geben, mein Herr, was Sie von ihr gemalt, Niemand soll es mehr sehen; ich weiß, Sie verkaufen Ihre Pinselstriche theuer; nennen Sie mir Ihren Preis, er soll mir nicht zu hoch sein.“

Marko begann unbändig zu lachen. Sein Zorn hatte sich plötzlich gelegt. „Dachte ich mir's doch: irgend ein eifersüchtiger Liebhaber, ein Othello, der seine Desdemona umbringt, wenn sie ein Sacktuch verliert, deshalb war die Kleine auch so ver-teufelt stüzig.“

„Sie wollte nicht, und Sie haben sie dennoch gemalt?“

„Gemalt? Hahaha! Als ob das so schnellinge. Nicht einmal einen Kohlenstrich habe ich geführt, schöner Eifersüchtiger.“ Er sah mit Wohlgefallen an der hochgewachsenen Gestalt empor.

„Hören Sie, Sie gäben auch ein prächtiges Modell; ich möchte nächstens einen Theseus malen, Sie könnten mir dazu sitzen. Sie würden hoffentlich weniger bedenklich sein als die Kleine, die nicht zum Ausschälen zu bewegen war.“

„Nicht? Sie haben also . . .“

„Nichts gesehen als herrliche Füße; aber ich sage Ihnen, Sie sind ein glücklicher Kerl!“ Er konnte nicht weiter reden;

Denk drückte den Kleinen an sein Herz; er zog ihn zu sich empor und küßte ihn wiederholt. Marko zappelte und wehrte sich lachend; es half ihm nichts, er mußte das Entzücken seines großen Freundes über sich ergehen lassen.

„Darf ich jetzt hinein?“ fragte Denk.

„Pst, warum nicht gar, ich muß erst nachsehen, ich bin ein strenger, gewissenhafter Mann meinen Modellen gegenüber; das Vertrauen, das sie in mich setzen, darf ich nicht mißbrauchen lassen.“ Der Maler lächelte wieder in seiner geistreich-cynischen Weise. Er betrat allein das Atelier.

Nach einer Weile kam er wieder. „Kommen Sie, die Kleine hat sich eingeschlossen und will mir nicht öffnen. Ich wette, wenn Sie Ihren Daß ertönen lassen, rennt sie Ihnen gleich in die Arme.“

Denk begleitete den Maler; sie klopfen wiederholt an die Thür; Denk rief: „Marie! Mieg!“ Er nannte seinen Namen, alles blieb stille.

„Es ist ihr etwas geschehen,“ sagte er, auf's höchste erschreckt.

Marko schien diese Auffassung zu theilen. „Das arme Mädchen ist vielleicht in Ohnmacht gefallen; jetzt fällt es mir erst auf, sie war ungewöhnlich blaß, ihre Nerven schienen erregt; wir müssen hinein, ich werde einen Schlosser holen lassen.“

„Das dauert mir zu lange,“ rief Denk, sich mit Macht gegen die Thüre stemmend.

Das Schloß gab nach, die Beiden traten ein, — das Zimmer war leer.

„Wo ist sie, wo?“ schrie Denk.

Marko war zum Fenster getreten. „Da sehen Sie, an dem Weingeländer hängt ein Stückchen Bolant ihres Rockes. Die Arme ist in ihrer Furcht durch das Fenster entflohen.“

(Schluß folgt.)

Wilhelm Wolff.

XI.

Wir kommen zu Ende. Wolff blieb in Stuttgart auf seinem Posten, auch bei Sprengung der Nationalversammlung durch die württembergischen Truppen, kam dann nach Baden und endlich mit den übrigen Flüchtlingen nach der Schweiz. Er wählte Zürich zu seinem Aufenthaltsorte, wo er sich alsbald wieder als Privatlehrer konstituirte, aber natürlicherweise bei den vielen dort anwesenden studirten Flüchtlingen starke Konkurrenz fand. Trotz der hieraus sich ergebenden kümmerlichen Lebensstellung wäre Wolff doch in der Schweiz geblieben. Aber es trat immer deutlicher hervor, daß der schweizer Bundesrath, gehorsam dem Gebot der europäischen Reaktion, entschlossen war, die sämtlichen Flüchtlinge nach und nach aus der Schweiz hinauszubrangsaliren, wie Wolff dies nannte. Für die große Mehrzahl bedeutete dies Auswanderung nach Amerika, und das war es, was die Regierungen wollten. Waren die Flüchtlinge jenseits des Ozeans, so hatte man Ruhe vor ihnen.

Auch Wolff trug sich häufig mit dem Gedanken einer Auswanderung nach Amerika, zu der ihn seine vielen schon dorthin gegangenen Freunde aufforderten. Halb entschlossen kam er, als die „Drangsalirung“ auch ihn zu arg wurde, im Juni 1851 nach London, wo wir ihn einstweilen festhielten. Auch hier war die Konkurrenz der Privatlehrer eine sehr starke. Wolff konnte trotz der größten Mühe kaum den dürftigsten Lebensunterhalt gewinnen. Seinen Freunden verheimlichte er seine Lage möglichst, wie immer, wenn es ihm schlecht ging. Trotzdem war er genöthigt, bis Ende 1853 circa 37 Pfund Sterling (750 Mark) Schulden zu machen, die ihn schwer drückten; und schrieb im Sommer desselben Jahres in sein Tagebuch: „Am 21. Juni 1853 hatte ich meinen Geburtstag in nahezu schrecklichem distress (Hülfslosigkeit) zu verleben.“ Die Absicht, nach Amerika zu gehen, wäre diesmal wohl in Erfüllung gegangen, wenn nicht ein ebenfalls stüchtiger deutscher Arzt in Manchester, der mit Wolff von Breslau her befreundet war, ihm durch seine Verbindungen soviel Privat-

stunden in Manchester verschafft hätte, daß er wenigstens davon leben konnte. So kam er denn Anfang Januar 1854 herüber. Anfangs ging's freilich knapp genug. Aber die Existenz war doch gesichert, und dann konnte Wolff bei seinem ganz außerordentlichen Geschick, mit Kindern umzugehen und ihre Zuneigung zu gewinnen, auf allmähliche Ausbreitung seines Wirkungskreises rechnen, sobald er einmal unter den dortigen Deutschen bekannt war. Dies blieb denn auch nicht aus. Nach einigen Jahren fand er sich in einer für seine Ansprüche ganz behaglichen materiellen Lage, von seinen Schülern vergöttert, bei Alt und Jung, Engländern wie Deutschen allgemein geachtet und beliebt wegen seiner Gradheit, Pflichttreue und heitern Liebenswürdigkeit. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß er vorwiegend mit bürgerlichen, also mehr oder weniger politisch gegnerischen Elementen, in Berührung kam; allein obwohl er weder seinem Charakter, noch seiner Ueberzeugung je das Mindeste vergab, hatte er doch nur äußerst selten Konflikte zu bestehen, und bestand sie ehrenvoll. Eine öffentliche politische Thätigkeit war damals für uns Alle abgeschnitten; wir wurden von der Reaktionsgesetzgebung mundtot gemacht, von der Tagespresse todgeschwiegen, von den Verlegern kaum einer ablehnenden Antwort unserer etwaigen Offerten gewürdigt; der Bonapartismus schien endgiltig über den Sozialismus gestegt zu haben. Mehrere Jahre lang war Wolff der einzige Gesinnungsgenosse, den ich in Manchester hatte; kein Wunder, daß wir uns fast täglich sahen und daß ich auch da noch oft genug Gelegenheit hatte, sein fast instinktiv richtiges Urtheil über die Tagesvorgänge zu bewundern.

Von welcher Gewissenhaftigkeit Wolff war, davon nur einen Beweis. Einem seiner Schüler gab er ein Rechenexempel aus einem Schulbuch auf. Er verglich die Auflösung mit der in dem sogenannten Schlüssel gegebenen und erklärte sie für falsch. Als der Junge aber nach mehrmaligem Rechnen immer dieselbe Lösung bekam, rechnete Wolff selbst nach und fand, daß der Junge Recht

hatte; der Schlüssel enthielt hier einen Druckfehler. Sogleich setzte sich Wolff hin und rechnete sämtliche Exempel des Buches nach, um zu sehen, ob nicht noch mehr solcher Fehler im Schlüssel seien: „Das soll mir nicht wieder passiren!“

An dieser Gewissenhaftigkeit ist er auch, noch nicht 55 Jahre alt, gestorben. Im Frühjahr 1864 stellten sich, in Folge von Ueberarbeitung, heftige Kopfschmerzen ein, die nach und nach eine fast gänzliche Schlaflosigkeit zur Folge hatten. Sein Arzt war grade abwesend; einen andern wollte er nicht konsultiren. Alle Bitten, er möge doch seine Stunden für einige Zeit einstellen

oder beschränken, waren vergebens; was er einmal übernommen wollte er auch durchführen. Erst als er absolut nicht mehr konnte setzte er den Unterricht dann und wann aus. Aber es war zu spät. Die durch Ueberfüllung des Gehirns mit Blut erzeugten Kopfschmerzen wurden immer schlimmer, die Schlaflosigkeit immer ununterbrochener. Ein Blutgefäß im großen Gehirn sprang, und nach mehrmaligen Blutergüssen auf die Gehirnmasse trat der Tod am 9. Mai 1864 ein. Mit ihm verloren Marx und ich den treuesten Freund, die deutsche Revolution einen Mann von unerfeglichem Werth.

Wander - Lied.

Wer nie aus frischem Quell getrunken,
Nie frei die schöne Welt durchstreift,
Der soll mir nicht mit Freiheit prunken,
Die in den engen Mauern reist.
In frischer Luft, in waldiger Kühle,
Auf Bergen, wo die Sonne thront,
Und nicht im staubigen Gewühle
Ist's, wo die goldne Freiheit wohnt.

So wie die Wolken an den Himmel,
Und wie die Schwalbe kommt und fliehet,
So wandr' ich durch das Weltgetümmel,
Ein leichter Sinn, ein froh' Gemüth.
Und wenn mein Stündlein einst wird schlagen
Und ich begraben erst soll sein,
Zum grünen Wald muß man mich tragen,
Ein Wanderer scharre still mich ein.

Ein Staar wird mir die Rede halten,
Ihr Vöglein singt mein Todtenlied, —
So soll nach altem Brauche walten
Ein leichter Sinn, ein froh' Gemüth.
In frischer Luft, in waldiger Kühle,
Auf Bergen, wo die Sonne thront,
Und nicht im staubigen Gewühle
Ist's, wo die goldne Freiheit wohnt.

Ep.

Für unsere Mütter und Väter.

Schon bei dem Kinde muß man mit der richtigen Pflege des Leibes und mit der des Geistes anfangen. Das ist eine Wahrheit, die man den Eltern nicht oft genug sagen kann. Wie die junge Pflanze von den Einflüssen der Außenwelt weit eher betroffen wird als der erwachsene Baum, so auch das zarte Kind. Weider Organismus erlangt erst allmählich diejenige Festigkeit, die ihn befähigt, äußeren Einwirkungen so zu widerstehen, daß sie ihm nicht schädlich werden können. Wir wollen das hier nur an einem Beispiel zeigen, nämlich in Betreff der Erhaltung der Zähne. Die Zähne bestehen ihrer Hauptmasse nach aus dem Zahnbein, das den Zahnerv und das Zahnnark oder die Pulpa umschließt, und von außen, soweit es nicht vom Zahnfleisch bedeckt ist, von dem Zahnschmelz umschlossen wird. Dieses ist der härteste und widerstandsfähigste Theil des Zahnes, und so lange er unversehrt bleibt, schützt er auch das darunter liegende, weniger feste Zahnbein, sowie Zahnerv und Pulpa vor Beschädigung. Er wird dabei noch von dem durch die Speicheldrüsen abgesonderten Speichel unterstützt. Der Speichel ist nämlich eine schwach alkalische (laugenhafte) Flüssigkeit; indem er sowohl die innere Höhlung des Mundes mit den Zähnen, wie auch die in den Mund gebrachten Speisen überzieht, mildert und hemmt er die direkte Einwirkung saurer und säuernder Speisen auf die Zähne. Durch saure und leicht säuernde Speisen, wozu namentlich zuckerreiche gehören, wird aber die Substanz der Zähne am leichtesten angegriffen, außerdem noch durch mechanische Verletzung bei heftigem Beißen auf harte Gegenstände, wie Rüsse u. Da nun im jugendlichen Alter, sowohl bei den ersten oder sogenannten

Milchzähnen, wie bei den zweiten, bleibenden, einerseits die Substanz der Zähne noch nicht die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit besitzt, welche sie bei Erwachsenen erlangt, andererseits die Absonderung des schützenden Speichels geringer ist, so liegt auf der Hand, daß hier die Gefahr einer Verletzung des Zahnschmelzes und dann weiter der inneren Zahnschubstanz weit leichter eintreten kann, als im späteren Alter. Man wird nun einsehen, eine wie schlechte Gewohnheit es ist, grade Kindern an Näscherien von Zuderwert, Bonbons, Bisquit, Honigkuchen u. s. gewöhnen, was unfehlbar die Zähne früher oder später ruiniert und zudem auch die gute Verdauung beeinträchtigt. Den Kindern dergleichen Näscherien als Wohlthat, Belohnung und Zärtlichkeitsbeweis zu geben ist ganz verkehrt; es ist keine Wohlthat, sondern ein Schaden, den man ihnen zufügt, und beweist keine vernünftige Elternliebe, sondern Affenliebe. Man kann Kindern auch eine Freude bereiten, ohne da man damit ihren Körper schädigt. Wenn man ihnen nicht erst durch Bonbons u. den Magen verdorben hat, erfreuen ein paar Kirschchen oder Birnen sie ebenso und mehr. Die Furcht vor Obst, wenn es nur reif und gesund ist, entbehrt jeder Begründung; nur für ganz kleine Kinder etwa bis zu zwei Jahren, ist es noch nicht geeignet, für diese soll gute Milch stets die Hauptnahrung sein. Ueberhaupt muß ein Kind regelmäßig und nur dann zu essen bekommen, wenn sein Magen leer ist und wenn es wirklich Hunger hat. Alles Naschen und Essen außer der Zeit taugt nichts. Es wird ihm dann auch jede einfache, reizlose, nahrhafte und verdauliche Speise zufügen; im andern Falle wird es aber bald selbst an der lechersten und reizendsten Kost mäkeln. Wenn man ein Kind bei Zeiten an eine seinem Körper angemessene derbe und kräftige Kost gewöhnt, welche ihm eine derbe und kräftige Nahrung bietet, erlangt der Körper auch ein kerniges, kräftiges Gewebe seiner festen Theile. Dann werden die Eltern auch nicht besorgt zu sein brauchen, daß sich die Kinder durch Uebermaß im Essen Schaden zufügen. Denn nur ledere, reizende Kost kitzelt den Gaumen, besticht den Magen und verleitet zum Genuß einer größeren Menge Speise, als den Verdauungskraften angemessen ist, und dann entstehe allerdings Verdauungsstörungen, unter denen die Entwicklung des Körpers leidet. Im Kinde gilt es also, üble Gewohnheiten auszurotten ehe daraus den Körper ruinirende Laster werden. Mit ihrer Zerhaltung fällt dann auch ein gut Theil Verleitung zu Lüge, Heuchel und Launenhaftigkeit fort. Dann wird das Kind als erwachsener Mensch nicht so leicht der Unmäßigkeit, Genäsigkeit, Gefräßigkeit und ähnlichen niederen Leidenschaften ergeben. Sein kräftiger Körper wird sich leichter in alle Lagen des Lebens schiden und auch einmal bei Dr und Käse die bessere Kost entbehren können, und sein energischer Geist wird nicht für Sinnentzettel seine Freiheit verkaufen.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Englisch.)

A rose by any other name will smell as sweet.

Unter jedem Namen, stets sich selber gleich
Wär' an süßem Dufte die Rose eben reich.

Such welcome, such farewell.

Wie der Willkomm' ist erklingen,
Wird das Lebewohl gesungen.

Als besonders geeignet zu Festgeschenken empfehlen wir:

„Die Neue Welt“, Erster Jahrgang, 1876, komplett.

Preis: ungebunden 5 Mark, in elegantem Einbände 7 Mark 50 Pf., franco.

Die Einbanddecken tragen in Golddruck das große Titelbild des Festumschlags, darstellend:

„Die Befreiung der Menschheit“.

Diese eleganten Einbanddecken sind à 1,20 Mark gegen baar oder Nachnahme (exclusive Porto) durch uns, sowie durch die Buchbinderei von H. Jansen, Leipzig, Universitätsstraße Nr. 16, zu beziehen. Bei Partiebezug entsprechender Rabatt. — Es empfiehlt sich bei Einzelbestellung Einsendung des Betrages in Briefmarken.
Leipzig, Mitte November 1876.

Die Expedition der „Neuen Welt“, Färberstraße 12. II.